

## Die Russen kommen ...

**Die Befreiungskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa 1944/45**

**Band VI/18**

## Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Westpreußen

**Internierung im März 1945, Zugtransport vom Sammellager Graudenz in den Ural von April bis Mai 1945, Zwangsarbeit bis Oktober 1945**

Erlebnisbericht der Gertrud S. aus Willenberg, Kreis Marienburg in Westpreußen (x002/81-86): >>Selbst nachts hatten wir keine Ruhe, da sämtliche Türen offenbleiben mußten. Mit Taschenlampen und vorgehaltenen Pistolen drangen die Russen nachts zu uns hinein. Was die Polen bzw. Russen von unseren Sachen nicht mitgenommen hatten, wurde kurz und klein geschlagen. ... Dann mußten alle Deutschen bis 60 Jahre, die arbeitsfähig waren, unter Aufsicht eines russischen Leutnants Straßen ausbessern.

Am 23. März 1945 kam dann ein russischer Kommissar an die Arbeitsstelle, die ca. 200 Deutsche besetzten, und ich wurde mit vielen anderen Frauen und Mädchen gefangengenommen. Wie eine Herde Vieh trieb man uns im Eiltempo vor dem Pferdewagen des Kommissars her, der einen Polen als Dolmetscher und Kutscher hatte.

Nach einem Marsch von 3 Kilometern landeten wir im Dorf Hoppendorf, wo im Gasthaus das Lager eingerichtet war. Ein Kommissar verhörte uns dort mit Unterstützung einer polnischen Dolmetscherin. Das dauerte 3 Tage lang, da (wir) ca. 300 Gefangene waren. Dann folgte die zweite Vernehmung, immer zu 50 Personen bei 3 verschiedenen Kommissaren. Man wurde bis ins kleinste Detail ausgefragt. Vor allem wollten sie alle dazu zwingen, die Mitgliedschaft in der Partei zu bekennen, wozu sie sogar NSV und Luftschutzbund rechneten, denen ich ja nur angehört hatte. Die Polin glaubte dies nicht, sie hatte bei meiner ersten Vernehmung noch Frauenwerk in meinen Fragebogen eingetragen.

Ein junger Kommissar, der ein großer Deutschenhasser war, während die älteren Kommissare menschlich waren, verhörte mich. Auf seine Frage: "Frauenwerk?", die ich verneinte, wurde er so ausfallend, daß er mich grün und blau schlug. Ich bekam etwa 15 Stockschläge über den linken Oberarm, Rücken und Oberschenkel. Ich brach zusammen, mußte wie beim ersten Verhör den Bogen unterzeichnen und wurde von einem Posten auf den Bodenraum gebracht, wo ich dann völlig erschöpft und kraftlos von meiner Cousine Hilde E. gefunden wurde. ...

Am 3. April erreichten wir Graudenz. ... 120 km waren wir in 3 Tagen gegangen, zweimal (wurden wir) durchnäßt. Im Gefängnishof wurden wir aufgerufen und in Gruppen eingeteilt. Die Fenster der Festungsgebäude waren voller Köpfe, die unter den Neulingen nach Bekannten ausspähten. Ich wurde dort von allen Verwandten und Bekannten getrennt.

Im Kellergeschoß wurden wir dann in Zellen zu 20 Frauen eingesperrt und die Tür verschlossen. Eine Holzpritsche und ein eisernes Bettgestell war alles, was wir vorfanden. Das Fenster hatte auch keine Scheiben. Nach 3 Tagen gaben die Posten 6 Strohsäcke für uns aus, die wir auf dem Zementfußboden kauerten. Pro Kopf (erhielten wir) ein Pfund Brot und eine Schale Wassersuppe, die an langen Tischen auf dem Hof eingenommen wurde.

Jeden Tag sahen wir zum Tor neue Scharen von Gefangenen hineinkommen und wieder lange Reihen hinausmarschieren. Nach 2 Wochen (am 14. April) waren auch wir dran. Es ging zum Bahnhof durch die zerstörte Stadt. Dort lud man uns in Viehwagen, immer zu 40 Personen, auf jeder Seite waren 2 Etagen. Ein winziges Fenster ließ mal etwas Luft herein, die Türen waren von außen verriegelt. Wir hatten sehr unter Schmutz, Durst und Ungeziefer zu leiden. In anderthalb Tagen gab es einmal eine Suppe, getrocknetes Brot, einen Eßlöffel Zucker und etwas Kaffee. Einmal hielt der Zug an einem kleineren Gewässer. Dort durften wir uns mal

nach 3 Wochen waschen.

1.200 Frauen und 800 Männer kamen fast alle (2 Todesfälle) am 1. Mai lebend in Karpinsk, unserem Ziel im sibirischen Ural, an. Doch erst am Tage darauf durften wir den Wagen verlassen.

Der Weg zum Lager, etwa 3 km, führte über eine sumpfige Wiese. Im Lager wurden die Baracken zugeteilt. Ein Teil säuberte die Baracken, andere wurden schon vernommen. Das Gepäck wurde kontrolliert, und dann ging's vor den Lagerarzt und vorher zum Friseur. Wer Läuse hatte, wurde gleich rasiert. Ganz entblößt traten wir vor die Ärztin und den Kommandanten, die uns je nach Körperbeschaffenheit in Arbeitsgruppen einteilten. ...

Unsere Führer waren polnisch sprechende deutsche Männer, auch Frauen. Das Lager war früher ein russisches Straflager für russische Soldaten gewesen. Posten und Offiziere, auch die Ärztin, waren alles Vorbestrafte der Roten Armee. ...

Um 5.30 Uhr weckte uns eine Sirene, darauf holten die Rotten (80 Personen) nacheinander in Konservenbüchsen einen halben Liter Suppe und 200 g Brot ab. Um 7.00 Uhr begann die Arbeit. Die Gruppen I und II gingen zum Schacht, hoben tiefe Gräben aus, schleppten Bohlen zum Bahnsteig usw. Ich war aufgrund einer Operationsnarbe ... in Gruppe III. Wir mußten entweder Verpflegung vom Bahnhof abholen oder im Wald arbeiten.

Man lud uns 8 große Brote in den Sack oder 40 Pfund Nahrungsmittel. Zu viert gingen wir in Reih und Glied über die sumpfigen Wiesen. Oft holten wir auch Bretter vom Sägewerk. 3 Bretter, 5 m lang, übereinander, trugen je 2 Frauen auf den Schultern. Machten wir schlapp, dann halfen erst Kolbenschläge, ehe wir eine 3. Frau zur Hilfe bekamen. 4 Posten bewachten eine Gruppe. Aus dem Wald holten wir zu zweit Baumstämme. Mitunter mußten wir den 2 1/2 km langen Weg dreimal bewältigen. In der Gruppe IV waren Schwache und Kränkliche, die säuberten Baracken, nähten fürs Lazarett usw.

Jeden Abend war Zählung. Wir hatten täglich 8 bis 10 Tote, im Kohlengrubenlager sogar 15 bis 25 Tote. Nachts ... wurden die entblößten Leichen in ein Massengrab im Wald gebracht.

An allen 4 Ecken des Lagerzaunes waren Postentürme mit großen Scheinwerferlampen, die die ganze Nacht brannten. ... An den Sonntagen war unsere Arbeitszeit etwas kürzer (bis 5.00 Uhr nachmittags). Danach fanden sich die gläubigen Christen ... um 18.00 Uhr zur gemeinsamen Andacht in einer unserer Baracken zusammen. Dabei überraschte uns einmal ein Kommissar. Mit den Worten, "das wird Euch auch nicht helfen", verließ er uns mit der Dolmetscherin.

Unendliche Torffelder lagen ringsherum. Die Pressen liefen Tag und Nacht. 4 km Weg hatten wir bis zur Arbeitsstätte (zu gehen). Auch bei Regen wurde gearbeitet. ... 14 Stunden Arbeitszeit waren kaum erträglich. Vor 22.00 Uhr kamen wir nie vom Abendessen in die Baracke. ... Wir bekamen ... 600 g Brot am Tag, ... dazu nur sehr dünne Suppen, meistens war es Kartoffelwasser mit geschnittenen Kohlblättchen oder mit roten Rübenschaln und einigen Nudeln. Mittags gab's dann noch etwa 3 Eßlöffel Kascha (dicke Hirse oder Grütze, darauf lag eine kurze Zeitlang etwa ein Teelöffel geräuchertes Ziegenfleisch). ...

Wir blieben auf dem Felde, bis wir den Torf nicht mehr von der Erde unterscheiden konnten. ... Die Luft ... war ... infolge des Nebels sehr ungesund. So kam es, daß ich schon nach 3 Wochen Gelenkrheuma in Knien und Füßen verspürte. ... (Unsere Lagerärztin schrieb mich schließlich arbeitsunfähig). ...

Unsere Arbeitskameraden sahen uns tränenden Auges nach, als wir durchs Lagertor hinausgingen. Im Waggon, zu 30 Personen kauernd, warteten wir noch 6 Tage bei Selbstverpflegung, bis wir endlich an einen Militärtransportzug angehängt wurden. Man hatte uns pro Kopf 5 Pfund kleine angefrorene Kartoffeln, etwas Mehl, getrocknetes Brot und etwas Zucker verabfolgt. Trotz des schon fußhohen Schnees suchten wir draußen nach Holz, um uns mittels Steinen eine Feuerstelle zu machen, wo wir uns in unseren Konservendosen nach und nach

eine Wassermehlsuppe kochten.

Am 10. Oktober ging die Fahrt nachts ... bis zur Hauptstadt Swerdlowsk (Ural). ... Bis Königsberg waren breite Gleise, nun kamen wir in Wagen auf Schmalspur. ... In Preußisch Eylau übernahm polnisches Bahnpersonal unseren Zug. ... Allein die Fahrt durch Ostpreußen dauerte 14 Tage. Öfter sind Leute, die ausgestiegen waren, um Wasser zu holen, nicht mitgekommen, da uns weder Aufenthalt noch Abfahrt angesagt wurde. Wir trafen Transporte mit Deutschen, die schon wieder nach Rußland gingen.

Unsere Verpflegung während der ganzen 6 Wochen bestand aus Rübenschnitzelsuppe mit Grütze und schlechtem Öl. ... (Ferner erhielten wir) getrocknetes Brot und jeden dritten Tag einen Salzhering. Im Waggon hatten wir einen kleinen eisernen Ofen, für den wir auf den Bahnhöfen nach Holz und Kohlen suchen mußten. Dabei sahen wir öfter unbestattete Leichen von Soldaten, die wohl von früheren Transporten stammten.

Ich konnte nichts mehr essen, Darm und Magen waren zu sehr angegriffen, dazu schmerzten meine Gelenke ganz furchtbar. Ich sah mein Ende schon nahen. Da erreichten wir endlich am 20. November unser Ziel: Frankfurt/Oder. ... Mit Hilfe von 2 Frauen wurde ich zum Lastauto gebracht, das die Schwächsten zur Kaserne brachte. Außer mir und etwa 10 Soldaten waren noch Frauen bzw. Mädels mit ihren Kindern, die unterwegs das Licht der Welt erblickt hatten, zur Fahrt bestimmt. Die übrigen gingen zu Fuß in das Lager. Deutsche Sanitäter betreuten uns. Wir durften unter die Brause, während die Kleider entlaust wurden. Am nächsten Tag brachte man uns ins Übergangslazarett. Dort lagen wir auf dem Fußboden auf Stroh ohne Decken. Rechts und links von mir starben die armen Verschleppungsopfer. ...

Nach Aufbietung aller Kräfte durfte ich weiter nach Berlin, das wir in 7 Stunden Bahnfahrt erreichten. ... Im Flüchtlingslager am Schlesischen Bahnhof wurden wir untersucht. Ich fand Aufnahme im Lager Neukölln. Der Lagerarzt verordnete die Aufnahme in einem Krankenhaus. 2 Tage schleppte ich mich in der Stadt (Berlin) von Krankenhaus zu Krankenhaus. Erst am 1. Dezember gelang es mir, in Berlin-Wilmersdorf Aufnahme zu finden. Dort wurde nach gründlicher Untersuchung Herzmuskelschwäche, Herzwasser, Bronchitis, Gelenkrheuma, Skorbut, Ruhrverdacht und Nervenentzündung festgestellt. ... Ich wog bei der Aufnahme nur noch 39 kg. ...<<

### **Internierung im April 1945, Zugtransport vom Sammellager Graudenz in den Ural von April bis Mai 1945, Zwangsarbeit bis September 1946**

Erlebnisbericht des E. P. aus Christburg, Kreis Stuhm in Westpreußen (x002/87-88): >>Einmal am Tage wurden wir in einen Garten gejagt, um unsere Notdurft zu verrichten. Essen und Trinken gab es nicht. Dann gingen die Vernehmungen los. Eine Dolmetscherin fragte uns aus. Diejenigen, die gleich zugaben, bei der Partei gewesen zu sein, kamen ohne Hiebe davon. Diejenigen, die es verneinten, wurden solange geprügelt, bis sie es zugaben. Gegen Abend wurden wir unter schwerster Bewachung zur Husarenkaserne gebracht. Dort trafen wir schon ca. 30.000 Leidensgefährten.

Am nächsten Tag gab es Brot und eine fette Suppe. Ca. 1.000 Männer und Frauen wurden zusammengestellt. Es ging über Danzig, Mewe nach Graudenz. 3 Tage wurde marschiert, alle 10 Schritt ein Russe zur Bewachung. In der Nacht wurden wir in Scheunen und Ställen untergebracht. Als wir in Graudenz über die Weichsel gingen, sprangen 5 jüngere Leute in die Weichsel. Die Russen schossen so lange, bis sie untergingen. Wer auf dem Marsch nach Graudenz liegenblieb, wurde erschossen.

In Graudenz angekommen, wurden wir von den Polen beschimpft und mit Steinen beworfen. In Graudenz kamen wir ins Zuchthaus, je 10 Mann in eine Zelle. Bewachungspersonal waren Polen, die uns das Letzte fortnahmen. In Graudenz blieben wir 8 Tage. Wir wurden geschoren und entlaust, 2.400 Mann abgezählt und (zur Fahrt) nach dem Ural verladen. Ich kam mit 90

Mann in einen Waggon, kleinere Waggonen wurden mit 45 Mann belegt.

In Moskau konnten wir zum ersten Mal den Waggon zur Entlassung verlassen. Am nächsten Tag ging es weiter. Das Essen war sehr schlecht. Es gab 125 g Trockenbrot und ¼ l Suppe, die wir aber nur selten bekamen. Durch den großen Hunger stürzten sich alle auf den Suppenkessel, so daß meistens alles vergossen wurde.

Als wir nach 24 Tagen im Ural ankamen, waren 12 Mann verhungert und verdurstet. Alle waren wir so schwach, wir konnten kaum auf den Beinen stehen.

Unser Lager (Kimpersay) bestand aus 5 Lehmbaracken, je 40 m lang, 7 m breit. Meilenweit (sah man) keinen Baum noch Strauch, nur Steppe. Wanzen und Flöhe (gab es dort) zu Hunderttausenden. Wir lagen wie die Heringe, je 400 Personen, in einer Baracke ohne Strohsäcke, die gab es erst im Oktober. Decken gab es keine. Nach 6 Tagen wurden wir zur Arbeit eingesetzt. Bis dahin wurden wir registriert und nach russischer Art untersucht. Die jüngeren Verschleppten kamen zum Bahnbau, die anderen zum Verladen von Nickelerde.

Ende Mai fing das große Sterben an: Ruhr, Typhus, Fleckfieber. Täglich verstarben 12 bis 28 Menschen. 2 deutsche Stabsärzte wurden herangezogen, aber ohne Medikamente konnten sie auch nicht helfen. Die Toten wurden ohne Registrierung splinternackt vergraben.

Bis Oktober waren 60 % verstorben. Im Frauenlager, das neben unserem lag, starben von 800 Frauen 200.

Unserem Lager waren 2 Majore zugeteilt. Der ältere Major übernahm die Verpflegung- und Arbeitsabteilung, während der jüngere Major ... für Drill und Sport zuständig war. ... Er schlug sofort mit der Reitpeitsche zu, wenn ein Befehl nicht befolgt wurde. Die Verpflegung war sehr schlecht. Die russischen Offiziere verschoben alles. Der alte Major ließ jede Woche die Baracken ausplündern, Trauringe, Anzüge, gute Koffer usw. Dafür kaufte er 36 Kühe und 60 Schafe. Die wurden im Lager zwar geschlachtet, aber danach auf dem Schwarzen Markt abgesetzt. Wir Gefangenen bekamen nichts. Kuhhirt war Kreistierarzt S. aus Stuhm. ...

Im Mai 1946 wurden die Kranken, die für schwere Bahnbauarbeiten nicht mehr geeignet waren, in Industriebetriebe abgeschoben. Ich kam nach Orsk. Dort waren etwa 4.000 Menschen in riesigen Rüstungswerken eingesetzt. Es wurde nicht gefragt, ob wir noch arbeiten konnten. Wir wurden einem Werk zugeteilt, mußten 8 Stunden arbeiten, dann noch 3 bis 5 Stunden Waggonen ausladen, so daß wir täglich 10 bis 13 Stunden arbeiten mußten. (Anschließend war) ... Lagerdienst, der um 23.00 Uhr mit dem Appell beendet wurde. Geld bekamen wir selten. Ich erhielt einmal 38 Rubel. Alles ging für Verpflegung, Lageraufenthalt und Kleidung drauf.

...

Im September 1946 war ich soweit, daß ich keine Arbeit mehr verrichten konnte. Durch den ewigen Hunger und die Anstrengungen hatte sich in meinem Körper Wasser gebildet. Die letzten Wochen habe ich nur noch im Lazarett verbracht. Der russische Arzt sagte: "P. ganz kaputt, muß nach Hause. Beim nächsten Transport wurde ich mit Hunderten, denen es gesundheitlich nicht besser ging, (zur Fahrt in) die Heimat verladen. Wir waren auf der Rückkehr 28 Tage unterwegs. ...<<

### **Internierung in Danzig-Langfuhr im März 1945, Zwangsarbeit im Ural bis September 1949**

Erlebnisbericht des H. H. aus dem Kreis Stuhm in Westpreußen (x002/88-90): >> Ende März 1945 wurde ich in Danzig-Langfuhr als Zivilist verhaftet ... und in das Gefängnis "Schießstange" in Danzig eingeliefert.

Der Lagerführer in Zoppot war ein deutscher Kommunist, der zur Nazizeit Insasse des Straf-lagers Stutthof war und sich jetzt unter dem Schutz der Russen an uns rächen wollte. ... Er sollte nach seinen mehrfachen Äußerungen Bürgermeister von Zoppot werden, was ihm jedoch nicht gelang, denn er soll zum Dank für seine Spitzeldienste später nach Rußland ge-

schickt worden sein. – Seine rechte Hand war ein junger Pole, der seinen Knüppel ständig bei sich führte, von dem er zur beschleunigten Ausführung seiner Befehle des öfteren Gebrauch machte.

In einer Nacht sperrte man einen Teil von uns in einen Kartoffelkeller, der noch zur Hälfte mit Kartoffeln gefüllt war. Nach kurzer Zeit wurde uns wegen der totalen Überfüllung die Luft knapp, und wir drohten zu ersticken. Wir schrien um Hilfe. Nach geraumer Zeit wurde ein Fenster geöffnet. ...

Im Lager Kimpersay (Nickelerzgrube) hatten wir in den ersten beiden Jahren 45/46 ca. 60 % an Toten, wonach nach meiner Schätzung ein Viertel Frauen waren. Letztere haben, trotzdem sie dieselbe Arbeit wie die Männer zu verrichten hatten, die Verbannung weit besser überstanden.

Die Ernährung war in den ganzen Jahren vollkommen unzureichend und schlecht. Sie bestand aus 400 bis 1.000 g Brot, je nach Art und Leistung. Morgens, mittags und abends (gab es) eine ganz dünne Kohl- oder Tomatensuppe, außerdem mittags eine kleine Kelle Kascha (Hirsebrei). An "Besichtigungstagen" war das Essen einigermaßen zufriedenstellend!

... Alle 2 bis 3 Wochen fand eine ärztliche Untersuchung statt. ... Der Faltenschlag des Gesäßes war entscheidend, ob man arbeitsfähig war oder nicht. Die in Kimpersay verstorbenen Frauen und Männer wurden täglich in einem kleinen Erdkeller übereinander aufgeschichtet und nachts auf einem in der Steppe angelegten Platz einzeln ohne Kleider bestattet. Später wurde ein Zaun mit glattem Draht gezogen und die Gräber mit Nummernschildern aus Blech versehen. Es hat im Lager auch Totenlisten gegeben, doch sollen diese, wie mir von russischer Seite gesagt wurde, 1947 vernichtet worden sein.

Unterernährung, Ruhr, Flecktyphus und Gesichtsrose brachten uns die meisten Verluste. Die sanitären Verhältnisse waren in den ersten beiden Jahren (1945 und 1946) sehr schlecht, da es an Medikamenten, Verbandszeug usw. mangelte. Das Krankenrevier war überbelegt, die Betten und Wäsche waren ... verschmutzt. Soweit die Behandlung in Händen von deutschen Ärzten lag, taten diese alles, was in ihren Kräften lag.

Bis Anfang des Jahres 1947 lagen wir auf kahlen Bretterpritschen, die in einer Reihe, ohne Zwischenräume, ca. 80 Mann Platz boten. Ohne jegliche Decken, in unseren Kleidern, mit dem Mantel zugedeckt, falls man noch einen hatte, schliefen wir dort. Die Arbeiten in der Grube, der Nickelfabrik und den dazugehörigen Kolchosen waren sehr schwer. Die Arbeitsnormen waren von den mangelhaft ernährten Menschen selten zu erfüllen. Wurden 100 % Arbeitsnorm nicht erreicht, folgte als Strafe eine verringerte Brotration. ...

Unser Lager umfaßte im Juni 1945 ca. 1.800 Frauen und Männer von 15 bis 65 Jahren. Von der Gesamtzahl sind ca. 60 % tot, und laut Meldung der ... im September 1949 Heimgekehrten wurden ... noch 3 Kameraden zurückgehalten und zu mehrjähriger Zwangsarbeit verurteilt. ... (Sie) waren sich einer schuldhaften Handlung nicht bewußt!<<

### **Einmarsch der sowjetischen Truppen in Danzig, Internierung im April 1945, Zugtransport vom Sammellager Graudenz in den Südural von April bis Mai 1945, Zwangsarbeit bis Juli 1948**

Erlebnisbericht der Schneiderin Anna S. aus dem Kreis Karthaus in Westpreußen (x002/90-103): >>Am 27. März marschierten die Russen in Danzig ein. Tagelang vorher war die Stadt ein einziges Flammenmeer, tagelang krachten Bomben und Granaten über uns, und tagelang hatten wir in den Luftschutzkellern zugebracht mit der Angst vor der Zukunft im Herzen.

Russische Lautsprecher, die auf den Wällen der Stadt aufgestellt waren, forderten die Bürger Danzigs auf, sich zu ergeben. Es wurde ihnen Freiheit und Sicherheit garantiert, die schönsten ... Walzer begleiteten diese Aufforderung, doch wir glaubten nicht daran und bereiteten uns auf das Schlimmste vor. ... Die in Danzig kämpfenden deutschen Soldaten gingen demselben

Schicksal entgegen wie wir, entweder sterben oder Gefangenschaft. Viele Männer und Frauen begingen Selbstmord, um nicht den Russen in die Hände zu fallen.

In den Morgenstunden ... hörte der Beschuß langsam auf. In der darauffolgenden Stille hörten wir die russischen Panzer einrollen und das erste "Urra" der einmarschierenden Russen. Kurz darauf polterten Soldatenstiefel die Kellertreppe herunter. Die ersten Russen standen vor uns, und das erste Wort, das wir von ihnen hörten, war "Urr", "Urr". ... Nach 5 Minuten kamen die nächsten 2, und so ging es fort, bis wir keinen Schmuck mehr hatten, und der Inhalt unserer Koffer um und um gewühlt war. Zwischendurch hörten wir Frauen schreien ...

Plötzlich erschien ein russischer Offizier und forderte uns in gebrochenem Deutsch auf, sofort den Keller zu verlassen. In Hast ergriffen wir nun unsere durchwühlten Koffer und Rucksäcke und stürzten auf den Hof des Hauses, der voller Geschütze und Soldaten war.

Ringsherum brannten die Häuser. Geschosse schlugen ein, deutsche Tiefflieger griffen an, verwundete Menschen und Pferde schrien, und in diesem Durcheinander suchten wir einen Weg ins Freie.

An brennenden Häusern vorbei, an russischen Panzern, Geschützen und Soldaten, die uns ... in die Häuser schleppen wollten, bahnten wir uns mit Todesverachtung einen Weg. Als wir ein Ende gegangen waren, wurde es auch freier, aber "o Schreck", an der Straße standen russische Posten, die unser Gepäck plünderten. Als sie alles, was ihnen gefiel, weggenommen hatten, konnten wir weitergehen.

Aber wir kamen nicht weit. Ein Ende weiter stand ein größerer Trupp Russen. ... 2 Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr führten uns, 7 Deutsche, in ein nahegelegenes Gehöft, in dem sich schon eine größere Zahl deutscher Männer und Frauen befand. ... Im Laufe des Nachmittags kamen immer mehr Gefangene dazu. Die Posten bewachten uns. Wir verängstigten Menschlein saßen dort und warteten nun der Dinge, die da kommen sollten.

In der Nacht stiegen die ersten Verhöre vor den Kommissaren. Es wurde nach Parteizugehörigkeit, Beruf, Alter usw. gefragt. Ein ukrainischer Dolmetscher übersetzte. ...

In Danzig-Langfuhr wurden wir in den Ställen der ehemaligen Reiterkaserne Hochstraße untergebracht. Wieder (begannen die) Verhöre, einzelne wurden namentlich aufgerufen. Sie gingen mit dem Posten hinaus, wir hörten Schüsse und sie kamen nicht wieder. Wir nahmen an, daß Polen diese Deutschen verraten hatten.

Karfreitag 1945 ist mir ganz besonders in Erinnerung geblieben. Ungefähr 400 Frauen standen und lagen auf engstem Raum und kahlem Zementfußboden, wie ihn die Pferde verlassen hatten. Durch die scheibenlosen Fenster drang Zug und Kälte. Durst quälte uns, wir bekamen nichts zu trinken und zu essen. Die Mütter weinten um ihre Kinder, von denen man sie gerissen hatte. Wir waren sehr verzweifelt und in unserer großen Not sangen wir die Lieder: "Hare, meine Seele ...", "Aus tiefer Not schrei ich zu Dir ..." und "Ich bete an die Macht der Liebe ...". Noch nie hatte mich ein Gesang so ergriffen wie diese Lieder.

Sogar die Russen stellten sich vor die Tür und lauschten. Uns allen war klar, daß auch unsere Leidenszeit begonnen hatte. Ich äußerte einige ängstliche Worte zu meiner Schwester, die tröstete mich aber und sagte: "Wir haben Gott nicht verlassen, und er wird uns auch nicht verlassen." Und diese Worte gaben mir auch später in schwerster Zeit immer Trost und Kraft.

In aller Frühe wurden alle Frauen auf den Hof getrieben, nach den Protokollen aufgerufen und für den Marsch nach Graudenz fertiggemacht. Bei dieser Gelegenheit kamen meine Schwester und ich auseinander. Wir konnten uns nicht einmal zum Abschied die Hand reichen. Ich bat den Posten, mich doch zu meiner Schwester zu lassen, er hatte nur einen Fluch dafür. Wir aufgerufenen Männer und Frauen, es waren ungefähr 500, kamen in einen anderen Stall, wo wir mehr Platz hatten, der aber noch schmutziger war als der erste Stall. So gut es ging, machte sich jeder einen Platz sauber, um sich hinzulegen, und so verbrachten wir die letzte Nacht in Danzig.

Am Morgen (mußte) alles raus (und sich) zu viert aufstellen. Wir wurden gezählt. Ein Mädchen hatte sich über Nacht vergiftet. Nachdem wir etwas zu essen bekommen hatten, begann unser Leidensweg nach dem 130 km entfernt liegenden Graudenz. Auf unserem Wege begegneten uns alte, verstörte Menschen, ihre gerettete Habe mühsam tragend.

Ein Bild werde ich nie vergessen, das sich uns beim Durchmarschieren eines Danziger Vorortes bot. Auf einem Friedhof hatte man die Einwohner eines Stadtteiles getrieben. Dort standen nun Frauen mit Kindern, Greise und Kranke mit ihren Bündeln zwischen den Gräbern, Wind und Wetter ausgesetzt; denn Anfang April herrschte bei uns noch ziemlich kühles Wetter. Wie ich später hörte, sollen sie dort noch tagelang gelegen haben, weil sie nicht in ihre Wohnungen durften. Vor den Häusern lag sämtlicher Hausrat, und hin und wieder sah man einen verstorbenen Mann oder eine Frau über die Straße laufen.

Unseren Trupp begleiteten ungefähr 20 schwerbewaffnete Posten. Jeden Tag mußten wir 30 km marschieren. Dann übernachteten wir irgendwo in einem Kuh- oder Schafstall. Einmal täglich gab es eine Wassersuppe, ... nur einen halben Liter. Das Schlimmste war der Durst. Wir tranken aus jeder Pfütze, an die wir nur herankamen. Kein Wunder, wenn sich die Ruhr stark ausbreitete. Nur alle 10 km durften wir zehn Minuten ausruhen. Ein junges Mädchen sprang von einer Brücke ins Wasser, die Posten schossen wie wild hinterher, ich sah sie untergehen. ...

Am vierten Tage konnten wir kaum noch vorwärts, der Durst war so quälend, wir waren so müde. - Manche hatten sich die Füße wundgelaufen und sie mit Lumpen umwickelt. ... Durch seelische Aufregung und Strapazen waren wir um Jahre gealtert. ... Am vierten Tag kamen wir völlig erschöpft in Graudenz an. ... Es war furchtbar, überall lagen Kranke und Sterbende herum. Kein Mensch kümmerte sich um sie. ...

Ich selbst kam mit noch 14 anderen Frauen in eine kleine dunkle Zelle im Keller. Wir setzten uns auf den kalten, feuchten Zementfußboden, und im Flüsterton wurde nach dem Namen und Wohnort gefragt. Wir kamen aus Ostpreußen, Westpreußen und Pommern. Eine Sterbende hatten wir in unserer Zelle und eine Frau, deren Arm durch Schläge gebrochen war. Zweimal am Tag wurden wir in den Hof geführt. Wir mußten uns zu vieren aufstellen, die Hände auf dem Rücken zusammennehmen, und so wurden wir zum Essen und zur Toilette geführt.

Das Essen bestand aus einem Liter Wassersuppe, in der Hafer, Gerste, einige Kartoffelstückchen und Sand waren. Außerdem schmeckte es nach Autoöl. Die Toilette bestand aus einem langen, tiefen Graben, über den in Abständen Bretter gelegt waren. Wer nicht aufpaßte, trat auch mal daneben und fiel in die Grube. Neben dieser Toilette war gleich der Friedhof. Am Tage wurden tiefe Gruben ausgehoben. In der Nacht wurden dort die Toten verscharrt.

Endlich durften wir auch baden. ... Wir waren ... entrüstet, als wir sahen, daß sämtliches Badepersonal russische Männer waren. Jeder Russe, der nackte Frauen sehen wollte, kam ins Badehaus. Während des Badens wurden nebenan unsere Kleider entlaust, denn Läuse hatten wir schon reichlich. Von den Russen wurden wir aber nicht mehr belästigt.

Nach 10 Tagen (Haft) wurden wir zum Güterbahnhof befördert, wo schmutzige und dunkle Viehwagen für uns bereitstanden. Zu 40 bis 50 Frauen kamen wir in einen Waggon, in den durch ein kleines vergittertes Fensterchen etwas Licht hereinfließ. ... Das letzte Schöne, das ich von der Heimat sah, war ein blühender "Frühkirschbaum".

18 Tage dauerte die Fahrt. Tag und Nacht raste der Zug mit seiner Menschenfracht dem Osten entgegen.

In Moskau wurden wir gebadet und entlaust, gute Kleidungsstücke wurden uns von Badefrauen abgenommen. Es ging weiter.

Der Durst quälte uns, besonders die Kranken. Einmal täglich gab es eine Rübenschnittzelsuppe, 3 Päckchen Knäckebrötchen und einen gehäuften Teelöffel Zucker. Die Stimmung sank immer tiefer, die Gedanken eilten in die Vergangenheit und beschäftigten sich mit der Zu-

kunft. Die Nächte wurden immer kälter, und eines Tages sahen wir beim Öffnen des Waggons Schnee. Schrecken bei allen, als von Sibirien gesprochen wurde. Es dauerte aber noch fünf Tage, bis wir an unseren Bestimmungsort kamen, und wir waren wirklich in Sibirien, wenn auch im westlichen Teil.

Beim Ausladen gingen die meisten von uns in die Knie, so schwach waren wir schon. Die Kranken wurden von den Stärkeren getragen, und so wankte dieser Leidenszug die kurze Strecke ins Lager. Auf der Fahrt waren schon 200 Männer und Frauen gestorben, und nun ging das Sterben erst an.

Die Baracken, in die wir gebracht wurden, starrten vor Schmutz und Ungeziefer. Ganze Wanzencharen stürzten sich auf uns. Wir vernichteten das Ungeziefer, soviel wir konnten. Wir lagen auf kahlen Brettern so dicht nebeneinander, daß, wenn wir uns umdrehen wollten, wir die Nachbarn rechts und links wecken mußten, damit wir uns gleichzeitig umdrehten. Die Kranken lagen auch zwischen uns, stöhnten und phantasierten. Keiner von uns lachte mal oder machte einen Scherz. Endlich wurden die Kranken in ein Spital gebracht. Das Spital war ein großer leerer Raum. Die Kranken mußten ihren Liegeplatz mit einem Handtuch oder Lappen säubern. Wer noch eine Decke hatte, war glücklich, die konnte er auf den Fußboden legen oder sich damit zudecken.

Im Lager waren 640 Frauen und 1.760 Männer. Es gab fast kein Wasser. Ein Kamel holte es aus einem drei Kilometer entfernt gelegenen Dorf.

Wir konnten uns wochenlang nicht waschen. Dann legten deutsche Gefangene eine Wasserleitung, und wir hatten endlich Wasser. Eine russische Ärztin, die von uns wegen ihrer Güte und Hilfsbereitschaft sehr geschätzt wurde, betreute unser Lager. Wenn ihr auch weder Medikamente noch Instrumente zur Verfügung standen, so sorgte sie doch dafür, daß die Kranken Pritschen, Strohsäcke, bessere Verpflegung und Pflegepersonal bekamen.

Es wüteten Typhus und Ruhr, der Tod hielt reiche Ernte, und zu den meisten kam er nicht als Schrecken, sondern als Erlöser. Die Toten wurden in einen Keller gebracht. ... Nachts zog dann unser Kamel mit demselben Wagen, auf dem es am Tage unser Brot geholt hatte, die Toten ... in die Steppe zu den ausgehobenen Massengräbern. ... Kein Baum, kein Strauch stand an den Gräbern, ja nicht einmal ein Vogel sang den stillen Schläfern ein Lied, nur der Steppenwind heulte über den Gräbern.

Auch die Lebenden hatten totenhafte Gesichter. Einseitige Ernährung und ungewohntes Klima machten uns stark zu schaffen. In den ersten Wochen gab es täglich dreimal ungeschälte Hirse, in Wasser mit etwas Fett gekocht, dazu 800 g Brot. Das Brot war ungenießbar, sauer, bitter und naß. Es war aus Weizen-, Hafer- und Gerstenmehl gebacken, Spreu wurde auch ... vermahlen. Bald hatten wir blutendes Zahnfleisch und die Gaumen wurden wund, so daß wir mit Recht sagen konnten: Wir aßen unser Brot mit Tränen.

Unser Lager, ein großes, viereckiges Gelände, war mit einem 2 m hohen Stacheldrahtzaun umgeben. ... Vor diesem Zaun gab es noch einen kleinen Stacheldrahtzaun, in dessen Nähe wir nicht gehen durften. In jeder Ecke außerhalb des Zaunes stand ein Wachturm, der Tag und Nacht mit Posten besetzt war. Außerdem erhellten nachts Scheinwerfer das ganze Lager.

Das Frauen- und Männerlager war durch einen Stacheldrahtzaun getrennt. Küche, Badehaus und Ambulanz lagen im Männerlager. Ein Posten bewachte das Tor. In der Baracke lagen dichtgedrängt 120 bis 140 Frauen. Es lag die Studienrätin neben der Fabrikarbeiterin, die Bäuerin neben der Frau aus der Stadt. Uns alle verband das gleiche Schicksal. Wir freuten uns, wenn wir unter den Barackeninsassen ein bekanntes Gesicht entdeckten.

In den ersten 3 Wochen unserer Quarantänezeit wurden wir nur mit leichter Arbeit, wie Baracken- und Pritschenschauern und dem Fegen des Hofes und der Wege beschäftigt. Jeden Morgen und Abend gab es Appell wie bei den Soldaten. Offiziere, alles Strafversetzte, brachten uns den militärischen Schliff bei. Das ging manchmal stundenlang. Regnete es gerade um



diese Zeit, machten die Offiziere sich ein Vergnügen daraus, uns besonders lange stehen zu lassen; manchmal wurde es schon Nacht. ...

Nach 3 Wochen hieß es: "Morgen ist Kommissionierung!" (österreichisch: Überprüfung) ... Wir mußten barackenweise zur Ambulanz. In einem kleinen Raum mußten wir uns nackt ausziehen und einzeln in das sogenannte Sprechzimmer gehen. Beim Öffnen der Tür sahen wir, daß der ganze Raum voller Offiziere war. Es gab deswegen unter uns wieder Aufregung und Tränen, aber es half nichts, wir mußten nackt hinein. Gott sei Dank, saß unsere gute russische Ärztin da, außer ihr waren noch 5 oder 6 Offiziere anwesend. Die Offiziere machten sich über unsere schamroten Gesichter und über unsere durch starke Abmagerung entstellten Figuren lustig. Einige kniffen in unsere Arme und Beine, um die Festigkeit des Fleisches festzustellen.

Dieses wiederholte sich alle 3 Monate. Es gab 3 Arbeitsgruppen ... und die OK-Gruppe, das waren Schwache und Dystrophiker. Die Schwachen bekamen etwas bessere Verpflegung und durften nur ganz leichte Lagerarbeiten machen.

In den ersten Junitagen wurden wir zur Arbeit an einer Eisenbahnstrecke eingesetzt, die ungefähr 25 bis 30 km von unserem Lager entfernt war und 2 Nickelbergwerke verbinden sollte. Wir Frauen mußten Dämme aufwerfen, die Männer Schwellen und Schienen legen. ... Nun hieß es graben und die Erde auf den Damm werfen. Vertriebene Deutsche aus der Ukraine waren unsere Vorarbeiter. Sie waren gut zu uns, wir waren Schicksalsgefährten. Bald hatten wir große Blasen an den Händen. ... Die Hitze war unerträglich. Alle 2 Stunden gab es eine Ruhepause von 10 Minuten.

Um die Mittagszeit kam ein Lastauto und brachte uns die dünne Wassersuppe. Wir konnten unseren Hunger stillen und uns etwas ausruhen. Dann ging es weiter. Die schmerzenden Hände konnten den Spatenstiel kaum halten, aber es winkte der Feierabend. Unsere Bewacher sorgten dafür, daß wir pünktlich mit der Arbeit aufhörten. Müde, mit schmerzenden Gliedern, kamen wir im Lager an und konnten nur unseren Herrgott um Kraft für den nächsten Tag bitten. ...

6 Wochen (mußten wir) täglich ... arbeiten, essen, schlafen. Wir wurden stumpf, ergaben uns in unser Schicksal und verhielten uns wie eine Herde Arbeitstiere. Der Sonntag, war arbeitsfrei. Der Sonntag, der zu Hause der schönste Tag der Woche war, wurde auch hier zum schönsten Wochentag. Wir konnten uns ausruhen, unsere Sachen in Ordnung bringen, uns über die Angehörigen und die Heimat unterhalten, die für uns alle verbrannt, verwüstet und verloren war.

Eine Parole breitete sich im Lager aus - "es geht nach Hause". Alle faßten wieder neuen Mut und Hoffnung. Es wurde auch ein Transport zusammengestellt, aber (dieser Transport bestand) nur aus alten Männern und Frauen, Schwachen und Kranken, die kaum gehen konnten. Es wurde sehr schwer, von diesen Leidensgenossen Abschied zu nehmen. ... Es gab Tränen auf beiden Seiten. Unsere Wünsche begleiteten sie.

Ich kam Mitte August, nachdem ich mich wieder etwas erholt hatte, mit 30 anderen Frauen auf eine Kolchosa, die etwa 35 km von unserem Lager entfernt war. Ein Lastauto brachte uns dort hin. Der russische Fahrer fuhr ... im rasenden Tempo über Stock und Stein, über Berge und durch Täler. Wir hatten bereits den Tod vor Augen, denn das Gelände war sehr bergig.

Nachts froren wir jämmerlich in unseren durchlöchernten Zelten. Wir lebten dort nicht hinter Stacheldraht und hatten nur einen Posten, der sich nur wenig um uns kümmerte. Wir bekamen auch bessere Verpflegung, konnten auf den Feldern Gemüse essen, aber wir mußten manchmal auch bis zu 16 Stunden arbeiten, auch am Sonntag. In der ganzen Zeit hatten wir uns nicht gründlich waschen können. Der Weg vom Feld zum Zelt war weit, und es war dunkel, ehe wir ankamen. Alle hatten Kopf- und Kleiderläuse.

Wir bestanden darauf, uns einen Sonntag freizugeben, damit wir in dem kleinen Dorf baden

und unsere Kleider und Decken entlausen lassen konnten. Der Bade- und Entlausungs-ofen wurde von einer Russin mit Stroh geheizt. Entweder war der Ofen nur mäßig warm, so daß sich die Läuse noch schneller vermehrten oder er war so heiß, daß der Inhalt des Entlausungs-ofens in Flammen aufging. ...

1946 brach an. Ob es wohl die Heimreise bringen würde? Nichts sprach dafür. Wir ... saßen eingeschneit in der Kolchose, hatten auch keine Verbindung zum Lager, das 50 km entfernt lag. Durchfahrende Russen erzählten uns, im Lager wäre ein Unglück passiert. Eine Lokomotive wäre entgleist. ... Durch das übliche wahnsinnige Tempo der Kraftfahrer und Lokführer ist so manches Unglück entstanden. Bei den nachfolgenden Verhören (gab man) ... natürlich den Deutschen die Schuld. ...

Waren jemandem z.B. die Füße erfroren, dann hieß es: "Warum hast Du Dir die Füße erfrieren lassen? Daß die armen Menschen bei 30 bis 40 Grad Kälte in Holzschuhen arbeiten mußten, wurde nicht eingesehen. Im Winter 1945/46 sind so mancher Frau die Beine erfroren, die Haut wurde wund und rissig, keine Salbe oder Verbandsmittel waren da und die Schmerzen wurden unerträglich. ... Im Lager wurden nur wenige Drillichhosen und alte schmutzige, zerrissene Wattejacken aus Wehrmachtsbeständen vorzugsweise an gute Arbeiter verteilt. Aber auch dieser erste böse Winter ging vorüber, und es sollten noch härtere folgen. ...

Ende April stand plötzlich ein Schlitten vor der Tür. Der Lagerkommandant und ein Offizier waren gekommen, um mich ins Lager zu holen, denn man hatte herausgefunden, daß ich Schneiderin war. Man holte mich in die Schneiderstube des Lagers.

Bei meiner Ankunft im Lager mußte ich feststellen, daß sich vieles geändert hatte. Im Lager waren andere Offiziere und weniger Posten. Die Komsomolzen (Angehörige des Kommunistischen Jugendverbands) hatte man durch ältere Bewacher ersetzt. Der frühere Lagerkommandant war eingesperrt worden, denn er hatte Lebensmittel, Bekleidung, ja sogar Zucker, der uns zustand, verschoben. Es (gab dort auch) einen neuen Kapitän, der wohl sehr streng aber gerecht war. Nach einiger Zeit kam noch ein Kultur- und Propagandaoffizier dazu. Ein Offizier, der auch sehr streng war, leitete den Arbeitseinsatz, und so mancher deutscher Mann wurde von ihm grundlos geschlagen. Sobald er im Lager auftauchte, verschwand alles fluchtartig in den Baracken.

Das Lagerleben hatte sich auch geändert. Es fanden täglich Appelle statt. Wir wurden gezählt und immer wieder gezählt, und es dauerte manchmal stundenlang, bis es stimmte und wir wieder in die Baracken gehen durften. Im Lager selbst war es leerer geworden, denn über 1.000 Männer und Frauen waren gestorben, und so manche liebe Kameradin fand ich nicht mehr unter den Lebenden. Es gab jetzt nicht mehr so viele Tote, wir hatten uns an Klima und Ernährung gewöhnt, aber im Spital waren trotzdem alle Betten belegt. Es handelte sich um bei der Arbeit Verunglückte, Malariakranke und Dystrophiker.

Die Leitung des Spitals hatten 2 deutsche Stabsärzte aus dem nächstgelegenen Kriegsgefangenenlager. Sie waren unermüdlich tätig, um den Kranken zu helfen. Sie sorgten für Medikamente, Verbandzeug und die nötigsten ärztlichen Instrumente. Diesen beiden Ärzten war es zu verdanken, daß so mancher Mutter ihr Kind erhalten blieb. Die Kranken lagen jetzt auf sauberen Matratzen, hatten jeder eine Decke und bekamen auch kräftigeres Essen. Auch in den Baracken gab es jetzt für alle Strohsäcke. Der Fußboden und die Pritschen waren sauber gescheuert.

Im Frauenlager gab es auch eine Wasserleitung, so daß wir uns jetzt täglich waschen konnten. Nur sehr wenig Seife bekamen wir, monatlich ungefähr 50 g. Manchmal gab es auch monatelang keine Seife. Die Verpflegung hatte sich auch gebessert. Das Brot war wohl noch naß und sauer, aber es war nicht mehr mit Spreu gemischt. Es gab sogar eine Stolowaja, das war der Eßraum, der auch Klub genannt wurde. Draußen an der Hauswand stand in großen Buchstaben geschrieben: "Die Hitler kommen und gehen, aber das deutsche Volk und der deutsche

Staat bleiben bestehen." Über der Essenausgabe (stand) der Spruch: "Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen." Und gerade das Essen bildete das Hauptthema.

Die Immerhungrigen zählten ihre Kohlstücke in der Suppe, stürzten sich auf Brotkrümel und Fischgräten und stahlen den Kameraden sogar das Brot. Es gab auch wiederum solche, die vor Hunger nicht einschlafen konnten, aber trotzdem um keine Suppe bettelten. Die Einzigen, die wohl immer satt wurden, waren die Küchenfrauen; sie wurden zusehends fülliger und von den meisten beneidet. Zweimal im Jahr gab es für ein paar Wochen Kartoffelstückchen in der Suppe. Einmal im Frühling, wenn die Kartoffeln gepflanzt wurden, dann kamen die verfrorenen und verfaulten Kartoffeln ins Lager, und zur Erntezeit gab es die kleinsten Kartoffeln, von der Erbsen- bis zur Haselnußgröße.

Wenn der russische Küchenchef keine Gelegenheit gehabt hatte, die dem Lager zugeteilten Kartoffeln zu stehlen, gab es zu unserer größten Freude ... sogar auch Kartoffelkascha. Wenn es keinen Salzkohl mehr gab, den wir täglich dreimal essen mußten, gingen die Lagerarbeiter, das waren Schwache und aus dem Spital Entlassene, in die Steppe, um Melde (Gänsefußgewächs) und Brennesseln zu suchen. Um die Zeit, da Rüben geerntet wurden, kamen Lastautos mit halbverfaulten Blättern, die dann zusammen mit Heringen, wie sie aus der Tonne kamen, gekocht wurden. Zwischendurch gab es auch mal Stockfisch.

Wieder waren es die Ärzte, die es bei den Offizieren und den Küchenchefs durchsetzten, daß der Hering oder Fisch extra gegeben wurde. Nach der neuen Ernte gab es auch mal Mohrrüben oder Kürbis als Kascha. Wenn (es ausnahmsweise) eine Fleischzuteilung gab, dann war es Pferdefleisch oder Köpfe und Därme von Rindern. ... Auch ein Kamel, das sich ein Bein gebrochen hatte und geschlachtet werden mußte, wurde von uns verspeist. Das Fleisch schmeckte nicht schlecht, ungefähr wie zartes Rindfleisch. ...

Womit haben wir uns nun in unserer Freizeit beschäftigt? Bücher, Zeitschriften und Zeitungen gab es nicht, aber wir hatten die Erlaubnis der Lagerleitung, sogenannte bunte Abende zu veranstalten. Es gab ... Männer und Frauen, die kleine Chöre bildeten. Der Frauenchor wurde "Barackenheimchen" genannt, und den Männerchor nannten wir "Zieselmäuse". Eine kleine ... Kapelle gab Konzerte und spielte zum Tanz auf. Lustige kleine Theaterstücke wurden aufgeführt, sogar Tänzerinnen zeigten ihre Kunst. Die russischen Offiziere besuchten mit ihren Frauen jeden dieser Abende, und wenn ein Tanz oder Musikstück gefiel, mußte es mehrere Male wiederholt werden. Die Veranstaltungen waren auf Wunsch des Kulturoffiziers fast jeden Sonnabend.

Zur Feier des 1. Mai oder der Oktoberrevolution mußten diese Aufführungen politischen Charakter aufweisen. Es wurden dann russische Lieder gesungen und russische Stücke in deutscher Sprache gespielt. Man hat uns sogar ins nächste Russendorf ins Kino geführt. Alles ging begeistert und neugierig hin. Mit großer Enttäuschung gingen wir wieder zurück, denn man hatte uns einen Hetzfilm übelster Sorte gezeigt.

Am Sonntag wurden wir auch zum Basar geführt. Man konnte dort alles kaufen, Wäsche von Stenzel aus Danzig, Klaviere, Zahnpasta usw., alles Raubgut aus dem deutschen Osten. Daneben standen Kosaken mit Machorka (Tabak), Kinder mit Wassergläsern, in denen Bonbons lagen, Tataren mit Hammelfleisch u.v.a. Dazwischen torkelten betrunkene, schreiende Russen herum. Unsere Posten schützten uns vor der Neugier und Zudringlichkeit der Basarbesucher so gut sie konnten. Sie sorgten sogar dafür, daß man uns, wenn wir etwas kauften, nicht zu viel Geld abnahm. Manche von uns hatten Kleidungsstücke verkauft, um sich dafür Lebensmittel zu kaufen.

Im August 1946 gab es große Freude, jeder bekam eine Karte und durfte 25 Worte in die Heimat schreiben. Da wir alle ja kein zu Hause mehr hatten, schrieb jeder an Verwandte oder Bekannte im Altreich. Und dann fing das Warten auf die Antwort an. ... Einzelne bekamen auch eine Antwort, aber die Mehrzahl mußte weiter in Ungewißheit leben. Ich selbst erhielt

das erste Lebenszeichen von meiner Schwester Mitte April 1948.

Wir wurden im Herbst in Arbeitsbrigaden eingeteilt, bekamen unsere Arbeitsnummer, und es hieß, wir wären mit dem russischen Arbeiter gleichgestellt, und es sollte uns das ausgezahlt werden, was wir verdienten. Bei 12- bis 14stündiger Arbeit verdiente ich als Landarbeiterin 8,40 Rubel. Dafür konnte ich 2 Eier oder einen halben Liter Milch kaufen. Die Lagerverwaltung kostete etwas über 11 Rubel (pro Tag), so daß ich dem sowjetischen Staat täglich fast 3 Rubel schuldig blieb. Dieser Betrag wurde als Schuld auf meinem Konto eingetragen. Ich kam mit einem Sack voller Schulden in die Schneiderstube, und dort ging es so weiter.

Wir mußten Kleidung für die Offiziere und deren Frauen oder Freundinnen nähen, die aber nicht bezahlt wurde. Die Schulden wuchsen weiter. Bei den Männern war es genau so. Es gab nur wenige Spezialisten, die Geld bekamen. Sie konnten sich dann zusätzlich Lebensmittel kaufen. Die Männer und Frauen, die in der Nickelgrube arbeiteten, verdienten bei schwerster Arbeit kaum (genug Geld für) das Essen. Die schweren Ziegelei- und Straßenbauarbeiten wurden auch schlecht bezahlt. Wir waren nur Arbeitstiere, an denen man sich rächen wollte, die man ausbeutete und ausnutzte und, wenn sie am Ende ihrer Kräfte waren, nach Hause schickte. ...

Die Oktober-Revolution wurde mit 2tägiger Arbeitsruhe gefeiert. Es gab besseres Essen von vorher und nachher eingesparten Produkten. Vor der Feier waren im Lager scharfe Kontrollen. Messer, Gabeln, Schmuck und Briefe wurden uns abgenommen. Die Posten wurden verstärkt und wir wurden strenger bewacht. Dies wiederholte sich an allen nationalen Feiertagen.

Das zweite Weihnachtsfest kam heran, es waren immer Tage seelischer Depressionen. Wir sangen unsere schönen Weihnachtslieder, hatten kleine Weihnachtsgeschenke gemacht, gehäkelt und gestickt. In einer Baracke hatte man sogar einen Adventskranz mit 4 Lichtern. ... (Wir hatten einen) Kranz aus Steppengras geflochten, bunte Stoffeste mit Watte gefüllt, die wir aus unseren zerrissenen Wattejacken gepupft hatten, wurden als Kugeln angehängt. Kleine Behälter mit Öl, das man von der täglichen Portion gespart hatte, dienten als Kerzen. Alles bewunderte den Kranz und freute sich daran. Leider ging dieses Kunstwerk durch ein umgekipptes Licht in Flammen auf. Wir waren froh, daß dieser Zwischenfall nicht von den Posten bemerkt wurde. ...

Nur Kranke und Schwache wurden zu einem Transport in die Heimat zusammengestellt. Wieder wurden Grüße aufgetragen, wieder die Bitte geäußert, vergeßt uns nicht! Wir Zurückbleibenden mußten weiter hoffen und warten.

Im Mai 1947 kam ich mit mehreren Männern und Frauen in ein anderes Lager. Es lag ungefähr 200 Kilometer weiter nordwestlich direkt am Ural. Die nächste Stadt hieß Orsk. Das Lager und der nächste Ort hieß Nickel. ... Es gab dort Bäume und Sträucher und (das Lager) lag nicht so einsam. Im Lager trafen wir Deutsche aus dem Banat, Siebenbürgen, Ungarn, Rumänien, Österreicher, Tschechen und Polen. Das Lager war so überfüllt, daß wir in den ersten Tagen keinen eigenen Schlafplatz hatten. Wir legten uns auf die freigewordenen Plätze der Kameradinnen, die zur Arbeit gegangen waren.

In einer 3 km entfernt liegenden großen Nickelfabrik bekam ich mit 18 anderen Frauen einen neuen Arbeitsplatz. Wir wurden von einem Posten zur Fabrik geführt und dort von einem Nat-schalnik übernommen, der uns in einen Raum des Verwaltungsgebäudes führte. Dort wurde uns von einem Dolmetscher gesagt, welche Arbeit wir zu tun hätten und was wir leisten müßten. Dann wurden wir noch ermahnt, bei der Arbeit vorsichtig zu sein. Wenn wir verunglückten, wäre es unsere Schuld.

Ich mußte mit einer Frau Schlacke in einer Lore vom Fahrstuhl holen und sie dann in den glühenden Ofen kippen. Die ausströmende Hitze war so groß, daß Haare und Augenbrauen abgesengt wurden. Das ausströmende Gas nahm uns den Atem und trieb uns die Tränen in die Augen. Wir hatten einen Schutzanzug aus Filz, Filzstiefel und Lederhandschuhe gegen sprüh-

de Funken. Oft flogen uns kleine glühende Metallstücke in das Gesicht, das ungeschützt war. In diesem Ofen wurde Nickelerde, Gips und Schlacke geschmolzen.

Unsere Arbeitszeit betrug nur 6 Stunden täglich. Alle 5 Tage war Schichtwechsel und es gab einen freien Tag. Obgleich wir bei der schweren und ungesunden Arbeit Verpflegung erster Klasse erhielten, ging es uns nach 5 Monaten so elend, daß wir nur noch mit Mühe ins Lager kamen und bei der nächsten Kommissionierung "Arbeitsgruppe 3" wurden. Jetzt kam ich mit einer anderen Frau zu einer Arbeit im Freien. Dort mußten wir Flugsand schaufeln, der auf einem Fließband in einen Eisenbahnwaggon befördert wurde. In 3 Monaten hatten wir beide fünf 60-Tonnenwaggons mit Schaufeln gefüllt. Dann war die Erde steinhart gefroren, und unsere Arbeit war zu Ende. ...

Abends 8.00 Uhr fing unsere Arbeit an und dauerte 8 Stunden bis 4.00 Uhr morgens. Bei fast völliger Dunkelheit hatten wir ... Waggons mit Koks, Kohle und Kohlenschutt zu entladen. Diese Kohle ... war an den Waggonwänden festgefroren. Die Bagger entluden nur die Waggonmitte, die Ecken und Seiten mußten wir mit Spitzhacken, Eisenzinken, eisernen Keilen und großen Hämmern freimachen, damit die Ladeluken frei wurden. Wenn wir mit diesem Werkzeug und unseren schwachen Kräften nicht schnell genug vorwärts kamen, mußten wir mit Preßluftbohrern arbeiten. Unsere russischen Posten standen da und trieben uns mit Schlägen und Flüchen an.

Am Heiligabend 1947 mußten wir bei 38 Grad Kälte und Schneetreiben, Flüchen und Fußtritten 3 Waggons mit Kohlenschutt entladen. Keine Ruhepause wurde uns gegönnt, denn die Gleise sollten für den nächsten Transport frei werden. Trotz alledem wanderten unsere Gedanken in die Heimat zu unseren Lieben. Ob wir im nächsten Jahr wohl zusammen sein würden, fragten wir uns. ...

Nach 8wöchigem Krankenlager meldete ich mich freiwillig zur Arbeit auf einer Kolchose. Dort habe ich mich trotz langer und anstrengender Arbeit etwas erholt. Die Verpflegung war dort reichlicher und schmackhafter, die Arbeit wurde durch Ruhepausen unterbrochen.

Auch bei der Arbeit auf den Feldern hatten wir eine Norm zu erfüllen, die wir aber fast immer schafften. Eine große Plage waren die vielen Mücken und Fliegen. Dazu kam die Hitze ... Die Nächte waren dagegen kühl. Vor Sonnenaufgang war es richtig kalt, doch sobald die Sonne aufging, wurde es heiß. Das Mittagessen wurde auf dem Felde gekocht. Unsere Arbeit fing um 7.00 Uhr früh an.

Das 3jährige Warten auf die Heimkehr machte uns zuletzt gleichgültig, zänkisch oder launisch. Wir schrien uns manchmal an, waren verdrossen, müde und abgestumpft. Dann gab es wieder Parolen, die uns Hoffnungen machten, um uns dann um so tiefer zu enttäuschen.

Unsere Natschalniks waren keine Engel, aber sie behandelten uns menschlich. Nach Wochen harter Arbeit gab es am 1. Mai den ersehnten Ruhetag. Man schien mit unserer Arbeit zufrieden zu sein. Wir hatten die vorgeschriebene Norm erfüllt. Das Gemüse wuchs, aber auch das Unkraut. Wenn wir an einem Ende mit dem Hacken aufhörten, war der Anfang schon wieder grün von Unkraut. Unsere Zeit verging mit Hacken, Jäten, Essen, Schlafen, auf eine gute Nachricht hoffend. Eine Nachricht kam auch, aber nicht für uns Reichsdeutsche. Eines Tages wurden die Ungarn und Rumänen aufgerufen, ins Lager gebracht und in ihre Heimat abtransportiert.

Nun hieß es, der nächste Transport geht nach Deutschland. ... Auch wir wurden aufgerufen und mit Lastautos zum Lager gebracht. Alle Frauen über 30 Jahre, Kranke, Schwache und Invaliden sollten heimfahren. (Es folgte) noch eine Kommissionierung. Gott sei Dank (war es) die letzte, und wir durften uns auf die Heimkehr freuen. Den Zurückbleibenden wurde in die Hand versprochen, sie nicht zu vergessen und ihnen zu helfen, auch bald in die Heimat zu kommen.

Meine Heimreise sah anders aus als die Hinreise. Wir fuhren wohl auch in Viehwagen, aber

die Türen standen offen, wir hatten Wasser, um uns zu waschen und den Raum sauber zu halten. An den Haltestellen konnten wir Obst, Milch, Brot, Fleisch und andere Dinge kaufen. Unser Zug war mit Grün, Stalinbildern und Transparenten geschmückt. Auf ihnen stand geschrieben: "Großer Stalin, wir danken Dir für die Heimkehr!" ...

Unser Weg führte uns über ... den Dnjepr, die Wolga, Beresina und durch die Rokitnosümpfe (in Polesien). Überall waren noch die Spuren des Krieges zu sehen. Verbrannte Dörfer und Wälder, abgeschossene deutsche Flugzeuge, Geschütze und Tanks steckten in den Rokitnosümpfen. Vereinzelt sahen wir auch deutsche Soldatengräber. Die Städte, durch die wir fuhren, machten einen verwahten und schmutzigen Eindruck. ... Auch Kirchen mit Zwiebeltürmen lagen an unserem Wege. Scheinbar diente selten eine Kirche ihrem Zweck. Die meisten waren verfallen, durch Dach und Fenster wuchsen Bäume. In anderen Kirchen lagerte Getreide oder sie dienten als Vieh- und Pferdestall.

Kriegsgefangene, die wir unterwegs trafen, waren erstaunt, deutsche Frauen in Rußland zu treffen. Sie gaben uns Grüße für die Heimat auf und blickten uns traurig nach. In Minsk und Brest-Litowsk stießen noch Transporte mit Internierten und Gefangenen zu uns. - Minsk und Smolensk, vom Kriege sehr zerstört, waren zum größten Teil von Kriegsgefangenen aufgebaut worden. ... In Brest erwarteten uns deutsche Waggons mit deutschem Personal. Dort hatten wir endlich die erste Berührung mit der Heimat.

Die Fahrt durch Polen dauerte nicht lange. Auf Befehl des Transportführers wurden die Türen geschlossen. Wir wurden aber nicht belästigt.

Am 25. Juli trafen wir nach einer Fahrt von 17 Tagen in Frankfurt/Oder ein. Obgleich wir mit Musik, Ansprachen und guter Verpflegung empfangen wurden, waren wir doch sehr froh, als wir ... uns in den Zug in die Westzone setzen durften. Hier erst fühlten wir uns frei. Wir kamen zwar nicht in die Heimat, aber doch ins Vaterland. Als einzige Überlebende meiner Familie erwartete mich meine Schwester, und mit ihr zusammen begannen wir "das neue Leben". - Ich schließe meinen Bericht mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß ihnen und allen deutschen Frauen mein Schicksal erspart bleiben möge.<<

## Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Ostpommern

### **Internierung im April 1945, Zugtransport vom Sammellager Deutsch Eylau in den Ural im Mai 1945, Zwangsarbeit bis August 1945**

Erlebnisbericht des A. G. aus Warbelow, Kreis Stolp in Ostpommern (x002/103-104): >>Am 7. April kamen von allen Seiten Russen in meinen Heimatort Warbelow ... und trieben alle jungen Frauen, Mädchen und Männer, deren sie habhaft wurden, zusammen. ...

(Es waren etwa) 100 Personen, worunter sich auch viele ostpreußische Flüchtlinge befanden. Sie brachten uns über Ludwigslust und Reitz nach Stolp. Unterwegs sahen wir, daß auch aus anderen Ortschaften Frauen und Männer nach Stolp gebracht wurden. Man sagte uns, wir sollten nur für 2 Tage nach Stolp, um dort Aufräumarbeiten zu verrichten. Aber es kam anders.

Wir wurden in der Bütower Straße ... eingesperrt. Ich lag dort mit 35 Mann ... im Keller auf Kohlen. Wir wurden jeden Tag mehrere Male einzeln verhört. Man wollte von uns herausbekommen, wer der NSDAP angehörte. Als Beköstigung erhielten wir 2 Schnitten Brot und ungefähr einen Liter Suppe. Wir wurden jeden Tag zweimal, ungefähr für 5 Minuten, zum Austreten in den Hof gelassen. An ein Entrinnen war nicht zu denken, denn an allen Seiten war strenge Bewachung. ...

Sobald die Wachposten merkten, daß noch einer ... etwas Eßbares hatte, so wurde es ... sofort genommen und mit Stöcken ... geschlagen.

Nach ungefähr 10 Tagen (Haft) wurden wir zum Bahnhof getrieben und dort zu 60 Mann je Waggon verladen und die Wagen verschlossen. Unsere Reise ging zunächst über Bütow - Kowitz nach Graudenz. Dort brachte man uns in eine alte Fachwerkkaserne ganz oben unters Dach, wo allerhand Schmutz und Staub lag. Hier gab es schon die ersten Toten, denn einige ältere Leute, darunter auch ein 74jähriger Mann, hielten die Strapazen nicht aus.

Von hier aus ging die Reise zu Fuß nach Deutsch Eylau. Diese kurze Strecke sind wir infolge der schlechten Wegkenntnisse unserer Begleiter 9 Tage gegangen. Wer unterwegs aus dem Glied trat und Wasser aus einer Regenpfütze oder Bach schöpfen wollte, wurde sofort mit dem Gewehrkolben niedergeschlagen. Machte jemand infolge Krankheit oder vor Hunger schlapp, auf den wurde ebenfalls mit dem Gewehrkolben eingeschlagen, und sobald wir außer Sicht waren, hörte man 2 Schüsse, und wir haben keinen der Ärmsten mehr gesehen.

In Deutsch Eylau angelangt, brachte man uns ebenfalls wieder auf Dachböden unter. Am nächsten Morgen hatten sich 2 von uns erhängt. Wer sich krank meldete, wurde unmenschlich geschlagen. ...

Am 9. Mai 1945 ... ging dann unser Transport zu 50 Mann je Waggon zum Ural, bei Trockenbrot und einem Liter Suppe (pro Tag). Öfter gab es auch nur alle 2 Tage einen Liter Suppe. Die Fahrt dauerte 23 Tage. In Saratow kamen wir zum ersten Mal aus dem Waggon, und der ganze Transport wurde dortselbst gebadet und entlaust, denn es war unter uns schon Typhus ausgebrochen. 2 Tote ... wurden am Bahndamm verscharrt. Unser Transport ging bis Orsk. ... Wir wurden dann noch weiter mit Lastautos befördert und gelangten in ein Lager, worin sich schon 15.000 Verschleppte befanden.

Jeder mußte pro Tag 2 Kubikmeter ausschachten. Die Norm war eigentlich nicht sehr hoch, und bei vollem Magen hätte man sehr wohl das Doppelte schaffen können, aber uns fiel diese Arbeit doch sehr schwer, denn die Verpflegung war unzureichend. Vor allem fehlte es an Fett, und ich bekam dort schnell angeschwollene Füße. Eines Tages nahm man uns dort unsere letzten Habseligkeiten. Wer einen guten Rock, Hose oder Stiefel trug, mußte es ausziehen und bekam dann alte Sachen. Als Fußbekleidung gab es ein paar Holzschuhe. Auch Taschenmesser, Rasierapparate, Photographien von Angehörigen usw., wurden uns abgenommen.

... Sämtliche Landwirte wurden später einer Kolchose zugeteilt. Man versprach uns, daß die

Verpflegung dort besser sein sollte und wir auch größere Freiheit hätten. ... Wir konnten uns dort zwar freier bewegen, aber die Verpflegung blieb unzureichend.

Ende August 1945 erkrankte auch ich an Malaria und kam gleichzeitig als Unterernährter ins Lazarett. Die uns behandelnden Ärzte waren Deutsche und Rumänen. Da ich infolge Unterernährung und Wasser in den Beinen nicht mehr arbeitsfähig war, wurde ich Ende Oktober entlassen. Mit einem Transport von 1.500 Mann, von dem unterwegs noch 126 Mann starben, kam ich im November 1945 in Frankfurt an der Oder an und habe meine Heimat (Ostpommern) nicht wiedergesehen.<<



## Die Zwangsverschleppung der Deutschen aus Schlesien

### **Internierung im Februar 1945, Zugtransport nach Aktjubinsk im März 1945, Zwangsarbeit bis September 1946**

Erlebnisbericht des Lehrers Joseph K. aus der Stadt Hindenburg in Schlesien (x002/39-41):

>>Am Aschermittwoch, 14. Februar 1945, mußte ich mich zur Internierung im Hindenburger Polizeipräsidium mit vielen Tausenden von Männern stellen. ... Es gab täglich ein kleines Stück Brot und ab und zu etwas heißes Wasser. Am Gefängnistor wurden wir mit Stockschlägen empfangen und ... in 2 Räumen mit 206 Mann in 3 Etagen eingepfercht, so daß wir nicht einmal richtig liegen konnten. Der Kübel für den Abort wurde einmal täglich entleert. Die Männer standen Schlange. Es gab täglich nur einige Brote und etwas heißes Wasser. ...

Alle 3-4 Stunden kamen junge russische Soldaten ... und holten bis zu 10 Männer zu Verhören. ... Dabei wurde feste geprügelt, so daß der Kaufmann M. aus Klausberg später an den Folgen der Mißhandlungen ... starb. Hauptsächlich wurden Geschäftsleute geprügelt, um versteckte Warenlager zu erpressen.

Meine Vernehmung gestaltete sich wie folgt: Ich wurde mit ca. 8 anderen Männern unter "dawai" in das Hauptgebäude geführt, wo es ins Kellergeschoß ging. Als ich in die Verhörkammer kam, sah ich noch, wie ein junger großer Bergmann, Konrad L. aus dem Kreis Tarnowitz, über einem Schemel lag und geprügelt wurde. Als Empfangsgruß bekam ich einen Schlag mit einem Gummikabel. Es waren 2 Kommissare, von denen der jüngere ... die Luftschutztür verschloß, und dann ging es los: "Du SS!" ... Ich sagte: "Nein." ... Du Kapitalist!" - Ich: "Ich habe 5 Kinder." - Wo Gold, Devisen, Dollar?" - Die Tür wurde aufgemacht, ich verkroch mich in die Ecke. ...

Ein Russe (Ukrainer), der gut deutsch sprach, ... bedrohte mich mit Erschießen und schlug auf mich ein, wollte mit der brennenden Zigarette meine Augen verbrennen, und als ich laut betete, stieß er mich in die Ecke. Ich krümmte mich und wurde gehackt (getreten bzw. mit Fußtritt bearbeitet), vor allem von dem Kommissar, der mir die Schienbeine verletzte.

Als man von mir abließ, mußte ich unter Androhung von Schlägen ein angefertigtes Protokoll in russischer Sprache mit meinem Namen unterzeichnen. Dann wurde ich zu den anderen in den Baderaum gebracht, wo meine Nerven revoltierten und ich zusammenbrach. Die schmerzenden Schienbeine verhinderten einen Schlaf und (diese Schmerzen) hielten noch wochenlang an. ...

Am 20. März wurden wir abends in Gruppen von ca. 40 Personen im Flur eingeteilt und unsere Namen vorgelesen. Auch 2 oder 3 Frauen waren darunter. Dann wurden wir in eine 4-Mann-Zelle gepfercht. Unter uns waren einige wegen offener Tbc entlassene Soldaten. Wir konnten dort nicht liegen und nicht sitzen. Am nächsten Tag wurden wir auf den Gefängnishof gebracht und wieder einmal geplündert. Die abgenommenen Sachen, Photos, Geld, Papiere, Nähzeug, Töpfe und Decken türmten sich zu Bergen.

Es ging ... zu Fuß bei regnerischem Wetter nach Peiskretscham, wo wir im Finstern ankamen und zu 80 Personen in bereitgestellte Eisenbahnwaggons gepfercht wurden. ... Dann ging es in pausenloser Fahrt über Beuthen – Krakau, wo Steine an den Waggon klatschten, nach Lemberg – Kiew – Stalingrad – Uralsk – Aktjubinsk, wo wir am 8. April ausgeladen wurden. ...

Der Transport hatte ca. 2.000 Zivilinternierte aus Beuthen, Gleiwitz, Hindenburg, darunter (waren) auch Frauen. Wir kamen in mehrere Lager um Aktjubinsk, wurden in der Steppe, Ziegelei und zeitweise auf Kolchosen beschäftigt.

Die Verpflegung war sehr schlecht und knapp, das Klima mörderisch; Malaria, Typhus, Ruhr grassierten, und in den 2 Jahren meiner Internierung starben ca. 50 %. Wir wurden zu kleinen Arbeitstrupps, Brigaden genannt, zusammengestellt. Das Essen hing von der Arbeitsleistung ab. Der Brigadier (Führer) war immer ein Deutscher.

Die Einteilung erfolgte in 4 Gruppen. Früh und abends mußten wir zur Zählung antreten. Für Arbeitende, die ihre Arbeitsleistung vollbrachten, gab es 700 g Brot – ein Kleister aus Gerstenmehlschrot, ½ l Mehlsuppe, mittags ein Eßlöffel Kascha (Hirsebrei) und abends ½ l Tomatenkrautsuppe ohne Kartoffeln. Unsere schlesischen Schweineställe waren Villen gegen diese Unterkünfte. ... Ich erlegte einmal 28 Flöhe. ...

Im April bis Mai 1945 wurden wir auf dem Arbeitsweg auch mit Steinen beworfen, wenn wir an der (russischen) Siedlung vorbeikamen. Wenn wir sprachen, ließ man uns auf dem Heimweg zur Strafe manchmal eine Stunde vor dem Lager stehen. ...

Die Wanzenplage war so groß, daß im August bis September niemand in den Unterkünften schlafen konnte. Sie kamen zu Tausenden, diese blutrünstigen Wanzen, und alles schlief im Freien. Die Verlausung war allgemein. Die russischen Ärzte gaben sich große Mühe. Manche Natschalniks (russische Aufseher) waren Teufel in Menschengestalt, die bei jeder Kleinigkeit Brot entzogen, statt 700 g, (gab man uns) 500 g oder gar bloß 300 g.

Ich kam nach 29 Tagen Bahnfahrt im Oktober 1946 in Frankfurt/Oder an und lag bis Mai 1947 im St. Joseph Krankenhaus, Berlin-Tempelhof.<<